



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 1.

Salle S., den 1. Januar 1916.

Erscheint jeden Montag.

„Glückwünsche“.

Von W. Frad.

(Nachdruck verboten.)

Als wir noch Kinder waren, tauchten in diesen ein wenig melancholischen Tagen nach Weihnachten als zeitgemäße Zerfäße der Auslage beim großen „Galerierwägenlager“ so gut wie beim kleinen Schreibzweckpapiere der Vorhabe die herrlich verzierten Glückwunschkarten auf. Da gab es glänzend vergoldete Embleme und geritzte Blumenkränze, süße Malereien, Silberne Monogramme und auch „Scherzblätter“ oder was man in den guten beschriebenen Zeiten eher dafür zu nehmen gelernt war. Unter diesen kunstgewerblichen Scheußlichkeiten, denen erst unsere Freude am Historischen, am Biedermeierum, am Großvatertraum wieder den Matel, häßlich, „fittwürdig“ genommen hat, dehnte sich die schimmernde Fläche eines großen Papierbogens, und den hatte man mit einer Paraphrase von „Ich gratuliere“ zu füllen. Die Glückwunschkartenbogen zu kaufen, zu wählen, das war ja ganz schön, aber nach den wohlgelesenen Worten luden für die und jene Persönlichkeit, das hat manchen von uns die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr — im wörtlichen Sinne — verfallen. Denn damals suchte man ja noch individuelle Wünsche, zumindest für die Kinder der Bürger verlangte das die Etikette. Die Großen hatten schon angefangen, sich mit Witzkarten und ein paar Bierglässchen zu helfen, und ganz moderne Leute ließen sich besonderen Spruch vom Drucker setzen und verdrückten dann süßlich nach einer Liste, an der man sorgsam gearbeitet hatte, die man dann aber auch fürs nächste Jahr bewahrte, die „aufrichtigen und herzlichen Wünsche zum Jahreswechsel“. Es schickte aber nicht an Adressierten, die das unehrlich und unglücklich fanden, wie sich ja auch noch vor zehn Jahren kaum ein wohlzogener Mensch unserer Kreise hätte erlauben dürfen, ein privates Schreiben zu bitten, mit der Maschine tippen zu lassen, trotzdem die Väter unserer Großväter sich nie gekümmert hatten, die Hand ihres Schreibers die eigene erheben zu lassen. Man denke nur an den gewiß auf alle Form bedachten Weimarer Geheimen Rat von Goethe, der fast alle, und waren es noch so vertrauliche Mitteilungen, in fremder Schrift, nur mit der eigenen Hand Zeichen gefertigt, vor sich gab.

Es dauerte denn auch nicht lange, und mit den veränderten Papierbögen verschwanden, von der Technik geht, die lebenswichtigen Schmuck der Sitten. Wohl gab es — in Friedenszeiten natürlich — noch die berühmte Gratulationscoucou im Weißen Saal des Berliner Kaiserpalastes und die offiziellen Neujahrsempfänge bei Hof; aber die obligatorischen Neujahrsglückwünsche haben doch in der Großstadt wenigstens aufgehört. Durch Jahrsunterbreche hatte dieser Brauch beinahe von den Tagen der französischen Könige über die Revolution und der Bismarckzeit zu diesem Vorkriegshorizont hergehört. Langsam war an die Stelle der persönlichen Wünsche die symbolische getreten; die Herrschaft der Witzkarten hatte begonnen. Da man schon im 17. Jahrhundert es in Paris unmöglich gefunden hatte, in eigener Person jedem, dem man befreundet, gesellschaftlich oder galant verbunden war, ein gutes und schönes neues Jahr zu wünschen, war ein Brauch, den man „desire aux portes“ nannte, aufgegeben. Ausjeden gab es erst wenige; man ließ sich also in der „chaise“, der Sänfte, von Haus zu Haus tragen und der Wirtin notierte den Namen der Dame oder des Herrn, der so seine Aufmerksamkeit — nicht mehr irgend ein einfallsreicher Taugenichts, der eben von einer am Spielstisch durchwachten Nacht kam, die Witzkarte erfunden haben; er trüde eines der feinen Witzchen, das zur Begünstigung und Verbesserung des Glückes dienete, eine Spielkarte, und malte auf die leere Rückseite seinen Namen. Bald darauf war die Witzkarte besonders für den Neujahrswunsch so eingebürgert, daß die „petite post“ für Paris es übernahm, regelrecht zu diesem Zweck hergestellte Witzchen nach einer Liste von Haus zu Haus zu bestellen. Man schrieb noch manchmal ein Wort darauf je nach den Temperamenten der menschlichen Begabung, die sie zu erhalten bestimmt waren, begleitete sie mit Geschenken — aus denen dann die mehr oder minder unheimlichen „doublons“ wurden — aber in Frankreich die in Deutschland herrschte jekt das Schema: die Karte formt die des persönlichen Ausdrucks. Der mächtigen Ausländer, der viel-

leicht erst unsere Zeit ein endgültiges Ende machen wird, gehörend, ist es am 1. Januar „p. 1.“ auf die Witzkarte: pour lesteier — „Ich gratuliere!“

Merkwürdig muß man zugeben, daß die Karten vergangener Zeiten hübscher, bewegter, auch in ihrer Einformigkeit noch herrlicher waren als unsere. Wir lassen ja noch der Mode auf großem oder kleinem Stielam dünnem oder fast ungerbrechlich steifem Karton unseren Namen setzen,



Neujahr 1916.

Von Ernst Theodor Müller.

Ein neues Schwertjahr liegt aus dunklem Grunde Im Weltgewirr auf zum Turm der Zeiten Und prüft ersehnernd, wie die Selger gleichen An Gottes Ihr zur großen Schicksalsstunde.

Noch flammst das Kriegesglühn am Himmelsrunde — Doch über nachstehangener Bergesweiten, Da ruhslos aufwärts deutsche Fahnen schreiten, Glühst liegesstills schon heilige Morgenkunde.

Wir aber wollen auf den Anien stehen, Daß nicht vergebens blut'ge Schwerter sän, Daß nicht umsonst das große Leid geschauert!

Daß heilige Saaten trag' die künftige Erde! Daß Deutschland weit und hart und herrlich werde, Frieden zu sätten, der Geschlechter dauert!

Aus dem ersten Januarheft des J. E. Frobenius von Gottlieb herausgegebenen „Tämers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).



Kristkralen fligen Wappen und Krone hinzu. Je satonischer, desto vornehmer! Früher schmückte man die Witzchen mit Ornamenten, ja wirklichen Bildern, Architekturen, von Empfindungen getragenen Familien- oder Einsprüche. Alle Silberänderungen und Silbänderungen: könnte man aus einer Witzkartenreihe herausheben, in der von Großmama bis zur Enkelin etwa die Zeichen nicht gemacht, aber empfangener Besuche gesammelt worden wären. Neben der Silhouette des Ahnenstammes fände man die Palette des Malers, die Waage des Wirtin, ja sogar das Federbüschchen und andere Instrumente der Kosmetik fein säublich gestochen auf den Witzkarten — und alle, alle haben Glück gewünscht. Bis in den letzten „englischen“ Zeiten solcher Firtelung verpönt war, jeder Schmach, jede Begünstigung auf den Träger, die Trägerin der Karte fortleben mußte und der Ruspferd, die Witzgeschichte wiederum nur den Namen mitteilte. Trotzdem sollen zu Ende des 19. Jahrhunderts in Bayern an dem einen Neujahrstage allein 80 Millionen Witzkarten abgemworfen“ worden sein. Ein fleißiger Statistiker hat es berechnet, als ein Todesfall diesem Brauch drohte. Die Verwendung des vielen schönen Papiers, die Aufschüttung des aufgewendeten Geldes wurde als volkswirtschaftlich stichhaltiges Argument angeführt, zumal die Sitte schon so etabliert war, daß manche heute nicht mehr wußten, von wem sie Karten bekommen, Glückwünsche empfangen hatten. Nur wer sehr empfindlich war oder erst früh in einer bestimmten Gesellschaft fallen wollte, gab genau acht, ob er niemanden — nach oben! — vergessen habe, ob ihn niemand übergegangen. — Das „Aberwessen“ war auch längst zu schwierig geworden. Man mußte nicht mehr von den Toren vor, man beschickte die Karten mit der „gewöhnlichen Heil“, nämlich sogar im offenen Auser, ganz gemein nach dem Deutschlandstanz. Von Herzlichkeit und persönlicher

Annuit war überhaupt bei dieser Art nichts mehr übrig geblieben. Verächtlich wie die Gille geworden war, war denn auch der vorgelegene Grich; hat der Witzkartenhersteller Wünsche sollte man das Geld wohlkühnig Zweck auswenden. Die Zeitungen waren bestimmt, solche „Witzungen“ zu bekräftigen. Die Etikette ist in den Dienst der Sozialpolitik getreten. Es ist bekannt, daß diesem Vorhabe die Blätter gedruckt zu sehen, mag auch eine Rolle gespielt haben. Und vielleicht wäre der Glückwunsch aller an alle so wirklich ganz verschwunden und nur jene mündlichen oder schriftlichen Gratulationen wären übrig geblieben, die in einem persönlichen Gespräch des einen Menschen für einen anderen Menschen ihre Wurzel haben, wenn nicht die Drucker und Papierfabrikanten, die Kupferstecher und Lithographen aufbegehrt hätten und es auch durchgesetzt, daß amtliche, höfliche und offizielle Stellen zum großen Teil an alten Brauche der Geschäftswelt wegen fehlhätten. Wo es aber einmal zu brodeln anfängt an einem so alten Bau der Brauche und Moden, da ist bald kein Halten mehr. Die Neujahrspost wird von Jahr zu Jahr kleiner, die Motive der Leute, die einem noch ihr „Ich gratuliere“-Sprüchlein auflagen, scheinen immer durchsichtiger zu werden. Die Kellame hat sich dieser Form bemächtigt, deren altmodige Requisiten der schön gezeichnete Kinderglückwunsch, das „Wohlbüchlein“ und der Hausausleger waren und noch sind. Und ich denke, in diesem Jahre wird es mit Recht an Silbminen nia, fehlen; die ruhen: Es gibt keinen besseren Wunsch zum neuen Jahr als den, der sich in die Tat umsetzt, in die Wohlfahrt, einem Bekannten oder Unbekannten, der im Kriege oder am Kriege leidet, erwieisen!

Denn wir dürfen eines nicht vergessen: Soll der Neujahrswunsch mehr sein als ein konventioneller Gruß, den man ganz äußerlich jedem bietet, dem man auf der Lebensstufe nach genug begegnet, so muß ein der Zeit, der besonderen Stimmung, der besonderen menschlichen Beziehung gemäßer Ton zumindst mitklingen in der Jahr für Jahr wiederholten Formel. Sonst ist's im besten Fall ein Händchen im Vorbeigehen! Ich wünsche die ... Ich wünsche Ihnen ... Was? Selbst die banale Wendung scheint vor einer engen Umgrenzung, einer Bestimmtheit, die erst dort möglich ist, wo man des anderen Dafeinspiel, täglichem Zweck und über den Tag hinausgehende Sehnsucht zu kennen vermerkt. Darum hat sich die Formel eingebürgert: Was Sie sich selbst aufs innigste wünschen.“ Es ist ja so wie mit den Geschenken, den benutzten Geschenken der Wünsche; man hat nicht sehr viel Spürhahn und Herzenskraft, so ist es schwer, das Gefühl zu wählen, das den anderen wahrhaft befriedigt und doch zugleich — sonst ist das Gefühl des rechten Scheitens unerfüllt geblieben — eine Marke des Gebers in sich trägt und so für die Beziehung selber zu einander ein Zeugnis ist, berechtigt wie ein ganz fein abgebotener Brief, dessen Sprache ja auch gewissermaßen die Sprache sein muß, damit er bei der inneren Eigentum werden kann. Da hilft man sich oft, indem man den Menschen, den man bedenken will, selbst wählen läßt, was ich, ganz wenige Ausnahmefälle abgesehen, nie hübsch gefunden habe. Wünschen, das ist ja allerdings leichter als loben; man muß nur die Herzlichkeit — oder ihre Gebärde — nicht auch ihren Preis aufbringen. Trotzdem, man schwante oft, sagt vielleicht: Was soll ich dem wohl wünschen? Und einigt sich auf dieses dumme Wort vom „Glück“. Was das dann ist, dieses Glück, das man gewünscht hat, das soll gefälligst jeder selbst entscheiden, Punktum!

So war's bisher, so ist's nicht mehr. Da lebt keiner unter uns, dem nicht ein es in diesem Jahr zu wünschen wäre. Da ist keine unter uns, die nicht fürs nächste Jahr einen Wunsch in sich trägt, so heiß und so wahr und so stark ... Niemand wird fragen, was soll man denn diesem Jüngling, jener alten Frau Besondere wünschen; denn an diesem Neujahrsmorgen wird uns alle ein Wunsch einen, dessen Erfüllung dem einzelnen wie der Gesamtheit dient. Ich brauche den Glückwunsch nicht auszusprechen, auch auf eine Witzkarte wird ihn wohl kein Vernünftiger schreiben und gewiß nicht in der mobil-französischen Abfirtung „p. 1.“. Diejenigen einen uns alle verbindenden Neujahrswünsche entsprechend wollen wir handeln.

Eine Fremdwörtertragödie ohne Moral.

Von Sigmar Mahring †.

(Nachdruck verboten.)

Serr Gashoj: Bitte, schieben Sie sich endlich zurück. Sie werden hier fällig.
 Monsieur Sötel: Parbon! Aus welchem Grunde? Ich bin hier hier hunderte Tsdren einabürgert. Seber Berliner, jeder Deutsche kennt mich. Allerdings auch jeder Angehörige einer Kulturnation.
 Gashoj: Was wollen Sie damit sagen? Gehöre ich keiner Kulturnation an?
 Sötel: Ah bien! Demals, als ich mich hier noch nicht angehebelte hatte, galt Deutschland ganz gewiß nicht als Kulturnation!
 Gashoj: Unerschämtheit!
 Sötel: Voilal! Lassen Sie mich aber den Gas zu Ende führen. Ich meine, weil es damals noch kein Deutschland gab,

nur einige Duzend Staaten, in denen das Volk deutsch redete, der Gebilde aber bis zum Hürten hinauf französisch. Das ist der Grund meiner Sympathie für Ihr Land. Man schätze alles, was französisch war, — und nichts als das. Darum ließ ich mich hier nieder.
 Gashoj: Gott sei's geflagt. Man hätte Sie recht gut entbehren können, und jetzt erst geht man's ein, wie entbehrlich Sie uns wirklich sind.
 Sötel: Ca depend. Sie wollen sich doch nicht von aller Kulturwelt abschießen?
 Gashoj: Der Senker hole Ihre verfluchte Kultur! Geheißel ohne Serkum!
 Sötel: Ah, ab, ab! Nicht so biels, mein Herr! Ich stamme aus dem Zentrum der Welt — aus Paris, mein Herr! Meine

Wonen sind die Kasse der Aristokratie des sechzehnten Jahrhunderts. Das Rathaus in Paris heißt Sötel de ville. Erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschloßen sich meine Vorfahren, sich auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, — natürlich nur der vornehmen Gesellschaft. Das haben wir Sötels immer so gehalten, auch im Ausland. Aber Sie, mein Herr — nun, Sie wissen ja selbst, was Ihre Familie bei den eigenen Landsleuten allt.
 Gashoj: Verder! Wegen der ewigen Nachhaffung und Französisch sieht man uns Freunde Ihres Schlages vor. Das Sie, Windeuteil, über meine Herkunft nicht besser Bescheid wissen, verirage ich Ihnen kaum. Wie soll jo ein oberflächlicher Franzose abnen, woher ich stamme. Lange, ehe man von Ihnen in der Welt was mußte, fanden die Meinigen in jedem Zischen. Sie



offen Jahrbuchert waren es meine Korridore, die als Hof die Welt des Hofes zu ihren Beratungen verarmten. Mein Ansehen, der Hof, war schon früher etwas Erlosenes. Ja, man rühmt ihm sogar kläffige Bertauf nach — man lagt, das Geheißt kamme aus den alten Geschichten. Das Schöne, Welche baute auch dem deutschen Hof an, das ganz Mittelalter durch. Und es war den Fürsten und Käufern nicht zu gering, ihre Reiden Hof zu nennen. Seitdem bieten alle deutschen Fürsten Hof, und nur die Vornehmsten des Landes galten als höflich. Und vom deutschen Hof lernte der Deutsche höflich sein.

Hötel: Höflich? Ja, hat er's wirklich gelernt? Das ist mir neu!

Gaßhof: Höflich! Schreiben Sie sich's hinter die Ohren! Zum Donnerwetter — höflich! Gegen überbehlame Einbringlinge freilich nicht.

Hötel: Ein effel! Aber warum haben sich die Nachkommen dieser glänzenden Arienhaftig — so vulgär gemacht? Ich habe mich, wie Sie, dem Allgemeinwohl gewidmet. Ich blieb aber stets arbeits! Vornehm! Aristokratisch! Weiner, Abhammuna treu!

Gaßhof: Aher Abhammuna? Das ich nicht laße! Wissen Sie denn, was Ihre Landsleute waren, Monsieur Hötel? Die kommen auch vom kläffigen Boden, Landsleute Ciceros! Aber was für welche! Hötel kommt vom Hofis, Feind. Nicht bloß etwa Landestende, sondern Feind an sich, Feind der Familie, was wir so auf deutsch: Gemeiner Kerl! nennen. Das ist Ihre Einsicht!

Hötel: Tant mieux! Man hat sich eben hinangeschwungen! — Emporgerflanz — wie für Landsmann Nietzsche das den Deutschen empfiehlt. Aber Sie, mon cher, sind ja zurückgegangen. Herr Gaßhof — das klingt lo, wie wenn jemand, „herr Hausmeister“ lagt.

Gaßhof: Bienenmann! Haben wir nicht einen vornehmen „Reichshof“, einen ganz vornehmen „Kaiserhof“, „Arienhaftig“, „Sabsburger Hof“, alle ersten Ranges! Der Hof kommt wieder an Ehren. Die Deutschen fingen nicht bloß mit den Kanonen, sondern auch mit ihrer Königsprache. Auch Fremdlinge, werden sie sich schon vom Hofe schaffen. Was zehlen Sie denn jetzt bereits, Monsieur Hötel? Gar nichts! Sie müssen sich ja schon durch ein künstliches Gefell erheben. Hötel — was hat das? Es muß schon ein Grand Hötel sein, wenn es Einbruch machen soll.

Hötel: Nur das Hötel können Sie nicht ertheben. Wie wäre es auch möglich, wenn die Wert darauf legen, nach dem Kräfte die Nachkommen aller Nationen.

Gaßhof: Kreuzschweifener! Für uns gibt es nur noch ein Kulturoff in der Welt, das deutsche! Merken Sie sich das!

Hötel: Schon gut! Will soll ein Fremder sich zurückfinden, wenn er kein Hötel hier findet? Deshalb war auch der Beistub des Sprachschaffers sehr vernünftig, meine Stellung „aus Rücklicht auf den Fremdenverkehr“ nicht anzusehen.

Gaßhof: Mir steigt die Eßam zu Gesicht. Rücklicht auf den Fremdenverkehr? Also der Kasse muß Französisch können, wenn er nach Paris kommt, der Ambier Englich, wenn er nach London will, aber wer Berlin besucht, braucht nicht Deutsch zu verstehen. Das soll der Grund des großen Wertes sein!

Hötel: Ains! sonst ist Frankreich ist unbesiegtbar.

Gaßhof: Nehmen Sie wenigstens Ihren Cirkonfer ab, Sie Sie — Franzose Sie! (Er ballt die Faust in der Tasche).

Das Neujahrsgeschenk im Schützengraben.

Eine Grotete von J. Jung.

Wir lagen irgendwo — genauer sagt die Zenur — im Schützengraben vor dem Feinde. Auf zwanzig Meter uns gegenüber reiteten sich die Franzosen und schimpften nicht weniger laut als wir über das Winterwetter und die Hagedelhaue, die wir und der heilige Petrus ihnen über die Köpfe schüttelten.

Unsere Beziehungen waren allmählich ganz freundschaftliche geworden, etwa so wie zwischen zwei sich gegenseitig in Beruf erklart habenden Studentenverbindungen, bei denen der Hochtönung herrscht, was die Gemütslichkeit nicht ausschließt, wenn sie sich auf neutralem Boden ohne Absichten treffen. Unter neutrales Gebiet lag im Allgemeinen Verhältniß wechselseitig geachtet.

Zu Weihnachten hatten wir uns Ruhe ausgedehnt und gehalten. Wenn man das Ruhe nennen will, was die Franzosen vollführten. Ihr Weihnachten ist kein beschaufliches Fest, sie töben wie vom bösen Geist befallen und nennen es Freude, nennen es Gelingen. In Paris hatte ich mich oft „genau“ darüber ärgern müssen, wenn sie am „Revolion“ losband und tranken unter meinem Fenster vorzugehen und mit ihrem Rärm unter einjache stille Weihnachts hörten. Hier trieben sie es nicht besser, und die Liebesgaden, die sie bekommen hatten, schienen in Strömen Weines zu bestehen.

Sie grüßten ihre Gastenbauer zwischen unsere reinen Lieder, aber wir waren gegen Rärm so abgestumpft, daß wir gar nicht hinhörten. Was bedeutet die menschliche Stimme gegen den Donner der Geschüße, der unter täglicher Ohrenschmaus seit Monaten war?

Nun haben wir Neujahr. Dabei ist es der Tag nach Silvester, der Beginn neuer Arbeit nach ein paar Tagen der Feste und der Ruhe, die wir zu halten begannen. Hier ist es ein Tag wie der andere. Der Anfang des neuen Jahres, eines neuen Lebens? Wer weiß, wie lange es noch dauert; wir machen keine Pläne wie daheim sonst. Es lohne ja nicht. Der Tod umlauert uns stärker hier draußen. Wir werden gleichgültig gegen das Sterben der anderen wie auch gegen unser eigenes, noch gleichgültiger aber gegen unser Leben. Wir leben nur das heut und nicht das Morgen. Neujahr ist kein Begriff für uns.

Was ich da herüber kommt wohl von Silvesterpunsch. Einen Brummschädel kann man hier grad so gut bekommen wie sonst. Außerdem war es Liebesgabe — immer ein hübschen verdrößlich.

„Dann wollte ich auch nicht von uns reden, sondern von den Franzosen. Denen ist Neujahr wichtiger als uns Weihnachten. Denn Neujahr fest ist die Jahresgaben. Da ist die Steuer fällig, die jeder den anderen schuldet. Bei uns bekommen sie auch Geschenke, aber wir wahren doch den Schein der Freiwilligkeit und wenn die Zeitungsfrau, der Schmornstieger und der Mülltücher zu Neujahr ein Gedicht bringen, so liegt darin eine Bitte. Der Franzose aber fordert: Je viens pour mes petites etrennes! Ich komme, mit mein kleines Neujahrsgeschenk zu holen! Höchstens in dem „Mein“ liegt etwas bittendes und unwirliche Leute lassen das auch fort.“

Als der Krieg anfang und ich noch so eben aus Frankreich fortwärtchen konnte, dachte ich nicht, daß es bis Neujahr dauern würde. Aber jetzt trötet mich eine gewisse häßliche Freude, daß die Harpen des Neujahrs mich nicht stellen können, um mich auszuspündern!

Ich esse es ordentlich vor mir, das behäbige Gesicht meines Conterce, der ein alter Unteroffizier war und lieb:

seine ihm unterstellten Mieter ein strenges Regiment führte, wie er fluchend an der feeren Wohnung vorbeigeht und keine Errennen von dem W'iereu Allemand erprellen kann, der jetzt nur noch „late hode“ heißt. Und den Briefträger, den schiefbeinigen kleinen Krivatich, den der schwere Holzlasten mit den Postkoffen ganz frumm gezogen hat, weil er ihm bei jeden Schritt gegen den Obertheil frachtete. Und den schwindsüchtigen Bäckerjungen, der genau beschaubt morgens vor Tau und Tag das Brot brachte und nicht dazu zu bewegen war, es anders als unperpat auf die Fußmatte zu legen. Und den Bäckerin, die unperpat auf die den ich im Bedacht hatte, daß er die Siegel auf die Flaschen mit eigener Spude aufsteimte!

Gerade berechte ich mir, was ich erspare und was dem französischen Nationalvermögen dadurch entgeht, daß sie alle Deutschen rausgeworren haben, als sich drüben beim Feinde rührt. Ein Gewehrlohn kommt hoch, ein Spatenblatt, das Zeichen zum Parlamentieren. Wir erwidern höflich und zustimmend und da trücht es heraus aus dem Graben. Ich traue meinen Augen kaum. Ein dider Unteroffizier voran mit strammem Schritt, hinter ihm ein Trummes Kerlchen, dann ein Jammerslager, nur noch Haut und Knochen, und ein vernünftiges Mißgeschick. Alle mit der auch bei uns üblichen Lehmrücke langen Schützengrabens überzogen, aber doch mit gleich lebant.

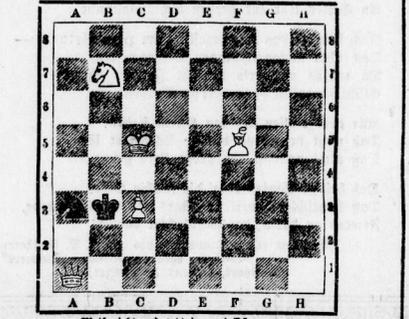
„Je viens pour mes petites etrennes!“ Was wollte ich machen? Sie hatten mich hier draußen gefunden, sie hatten sich ihr Recht und ich griff ins faure Portemonnaie. Höffentlich gehen ihre Segenswünsche in Erfüllung, die sie mir brachten, und meine auch, die sie mit zurücknahmen!

Aber bewundert habe ich den Kunstfertigkeit der Franzosen, die herausbekommen hatten, wo ich lag. Gewiß hatten sie sich hinter ihren Deputis gefestigt!

(Vor vorigen Jahr durch die Austeile verbreitet.)

Schach.

Beantwortet von Max Weis.
Aufgabe Nr. 2171.
von W. Preisnerk.



WeiB zieht und legt in zwei Zügen matt.
WeiB: Kc5, Da1, Lf5, Sb7, Sc3.
Schwarz: Kb3, Sa3.

Partie Nr. 2183.
Ge spielt im Frühjahr 1915 im Rem-Vorher Darnier.
WeiB: E. Mildenstein. — Schwarz: F. J. Marzhaß.

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 d7-d5
3. Sf3xe5 d5xc4
4. Se5-f3 Sf6xc4
5. d2-d4 d6-d5
6. Lf1-d3 Lf8-c6
7. O-O Lc8-g4
8. Da1-a2

Ein Stümpferzug. Die richtige Fortsetzung ist 8. Tel und auf 15 9. Sc3. 9. c2-c4? 17-f8

Nach sollte man Spiel 9. h3, Lh5 10. g4 spielen; diese Fortsetzung sieht zwar recht gesund aus, ist aber nach 9. ... Lg6, 10. fg, Lf5: 11. Sc3 ein sehr bedenkliches Zug zu geben.

9. ... Sbb-c6!
10. c4xd5 ...
11. De2-e3 Sd4xc3+
12. g2xg3 Dd8-h4
13. Tf1-e1 ...
14. ... Dd4xh2+
15. ... Ld6-c5
16. ... Dc3
17. Kf1-e2 Dd8g4+
18. Ke2-f1 O-O
19. Sh1-d2 Se4xc2+
20. Ld3-d2 Dg4-h3+
21. Kf1-e2 Ta8-e8+
22. Ld2-c3 f5-f4
23. Te1-h1 Te8xc3+

Aus der Deutschen Schachzeitung.

- Lösungen.**
- Nr. 2162 von Gg. Chodolous 3 +
(Gaußer es ist Schwarz).
1. Tf8-f6, Kxg5 2. Dd3+
 3. Dc2 2. Dd4+
 4. Ld7 (c6) 2. Te+
 5. KexD3 (d2) 2. De2+
- Nr. 2163 von F. Müller 3 +
1. Sc6-b6, Kb6 2. Dd8+
 3. Sd5 2. Dd8+
 4. Rd6 2. Df8+
- Nr. 2164 von Dr. E. Falkhülke +
1. Td2-d7, Sd3 2. Sc4+
 3. Sa1 (a4) 2. de7+
 4. Ld6 2. Td5+
 5. Ke6 2. Dxc4+
 6. g3 2. Df3
 7. iij. 2. Dxc4
- Nr. 2165 von H. von Holzhausen 3 +
1. Ta1-h1, d6-d5 2. Dxc7+
 2. Th5.

Richtige Lösungen gingen ein von: A. Berg, E. Richter und Schmidt in Halle, U. Weidlich in Jülichdorf, A. Schmidt und E. Kelen in Bamberg, U. Seher in Mühlenden und W. Kofe in Bad Schmiedeberg.
Herr Ernst Müller in Halle sandte eine Lösung zu Nr. 2165.

Gesoben ist die 9. Lieferung des großen, epochemachenden Bittnerischen Handbuchs (Verlag Zeit und So., Leipzig) erschienen. Diese bringt das Bittnerbuch, welches seitliche Neuerung enthält, zu Ende, behandelt das unregelmäßige (3. Dg4, f3, h5, Sc3, h2-h4) und das abgeleitete Größungsbild, ferner die französische und italienische Größung und endlich Caro-Gann. Damit sind die Größungen, welche mit 1. e2-e4 beginnen, beendet. Die zweite Gruppe der Anfänge, die den Doppelschritt des Damenbauern in sich fäst — 1. d2-d4 — und die durch die moderne Weilerproport in noch nicht baugemeiner Weise ausgebaut worden ist, findet gleichfalls noch ihre Erlebiung, wenigstens soweit man von Damengambit redet. Die kommende 10. Lieferung wird den Schluß des ersten Buches, der gesamten Größungslehre, bringen. Die französische Theorie des Gambits, wie in früheren Lieferungen von S. Berger bearbeitet, wird sich daran anschließen und das Monumentalwerk zu einem würdigen Abschluß bringen.

Max Weis.

Preis-Rästel.



Auflösung des Preisrästels aus Nr. 53:

B	S	O	T	S		
O	R	A	O	B	R	E
O	I	M	T	E		
S	G					
A	A					
E	B	O	B	E	T	E
B	S	O	T	S		

Auflösung des Rabus:
„England.“

Richtige Lösungen sandten rechtsseitig ein:
Aus Halle: Hans Bernhard, Frau E. Binder, U. Neufel, Wilhelm Ehlers, Wilh. Geier, Hildegard und Walter Delius, Käthe Breitler, Hans Stüme, Gustav Grunide, Gertrud Krenemann, Leuzant Krüger, Fritz und Kurt Bie, Hedwig Müller, G. Madenroth, R. Müller, Käthe Wieweg, Gertrud Voigt. Aus würtige: Albert Kopf-Roburg, Max Schladt a. St. im Felde, Unteroffizier Wolf a. St. im Felde.

Preise erhielten: Hans Bernhard hier, und zwar: „Darwin, Reize um die Erde“, vom Karlsruher Prüfungsausschuß für Jugendschriften, und Albert Kopf-Roburg, und zwar: „Aus Deutsch-Ostpreußen Strens und Dransperiode“, von Dr. A. Beder.

Nachträgliche Lösungen gingen ein:
Aus Halle: S. Stüme, Ilse Berlin, Hedwig Schirmeyer. Aus würtige: P. Schladt a. St. Kurland.

Wegen Raumangel zurückgeschickte Lösungen aus vorheriger Nummer:

Aus Halle: Hans Wolff, Hilda und Senta Adamann, Emil Lanbaraf, Lucy Schmadier, Wilh. Auerheldt, Thilke Auerheldt, Frieda Angermann, Gertrud und Charlotte Becker, Gertrud und Franz Büchling, Fritz Buchmann, Charlotte Beyer, Martha Busse, Kurt Brösel, E. Binder, Käthe Breitler, Gerhard Fleischert, Charlotte Becker, Karl Conrath, Karl Deppardt, Hildegard und Walter Delius, Margarete Diebe, Otto u. Erich Edardt, Wilhelm Ehlers, Frau Hebe Eberhardt, Helmut Friedrich, Irene Fehler, Paul Hinterwalder, Fritz Gerlach, Winter Giese, Gustav Grunide, Willi Hennicke, Charlotte Hunsel, Margarete Soebd, Ruth Dennis, Anna Hulsch, M. Jentsch, Kurt Jacob, Leuz. Krüger, Miese Kropfenstedt, Paul u. Kurt Krufe, Ellinabeth u. Gertrud Leppin, Margarete Lehmer, Fritz u. Kurt Linde, Frau Marie Mühlbach, U. Neufel, Margarete Wiede, Paul Müller, Heltraud Müller, Helene Matzka, R. Müller, H. Müll, Ilse und Werner Neufel, Anna Pfund, Luise Pieper, Elie Röhr, Karl Sebastian, Emma Semmler, Walter Sornat, Elisabeth Sornat, Elisabeth Schucht, Wolfgang Schülke, Ernst Scheffler, Gertrud Stein, Annaliese u. Marianne Toof, Rosa Treber, Miese Troisch, Gertrud Voigt, Käthe Wieweg, Kurt Wieweg, Anna Berger, Edmund Zuchold, Gerhard und Lotte Bommel, Frau Johanna Krausewitt, Wilhelm Sommer, Otto Kellner, Fritz Büchling, Margarete Hirth, Hildegard Geier, Frau Günther, Meta Arnold, Helmut Hirth, Franz und Paul Hirsch, Annaliese Voigt, Lotte Schlemmer, Gertrud Krenemann, Frau Marie Grobbans, Walter und Helmut Gottschalk, Martha Weibrach, Lina Hauch, Erich Görner, E. Wobleben, Henne Schärer.

Aus würtige: Fr. Emrich-Rothsch, A. Wundte (a. St. im Felde), Hans Wagner-Sprengel, Unteroffiz. A. Wolf (a. St. im Felde), Walter Wenzel-Dienert, A. Zechner-Schleifer, Marie Schmidt-Wiesenburg, Max Schladt (a. St. im Felde), Helene Schafke-Merkerba, Gertrud Rothe-Landsberg, Frieda Baarisch-Ebelin, Erich Matthes (a. St. im Felde), Fanny Walscher-Stabsart, Margarete Krause-Felgeleben, Alma Reiche-Oberöblingen, Albert Kopf-Roburg, Ulrich und Hansjürgen Doh, Martha Haberstrof-Leopoldshall, Elli Barten, Gertrud Schindler, Helmut Bach-Sandhofer, Martin Giehrant-Grob-Kayna, Karl Adam-Müller, Karl Brandt-Magdeburg, Ilse Renner, Felix Renner-Ceeln, M. Süßene-Laubegall, Frau Hedwig Köhnig-Sörbin, Fritz Stegmann, a. St. Weinigen, Martha Schumann-Müggelwalde, Max Wiefle-Diemlin.

Rästelösungen gingen ein, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptredaktion abgeben sollen, die Aufschrift „Rästelösungen“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.